

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. G. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)

„Aber was bedeuten die beiden Baumstämme dort?“ fragte Trendon. „Sehen Sie sie? Gerade hinter jenem Fleck Strandhafer?“

„Schiffstrümmen, die sich in den Sand gebohrt haben.“
„Das glaube ich nicht, dazu sind sie zu gleichmäßig geformt.“

„Wir haben jetzt keine Zeit, das festzustellen,“ sagte der Kapitän ungeduldig. „Zuerst müssen wir die Höhle haben, falls sie überhaupt vorhanden ist.“

Unter Congdons geschickter Leitung glitt das Boot langsam, genau außerhalb des Brandungsgürtels, die Küste entlang. Jeder Vorsprung und jede Ausbuchtung war im hellen Sonnenschein deutlich zu sehen. Wie die vielen am Abhang blühenden Blumen bewiesen, war diese Seite von dem Gifthauch der vulkanischen Dämpfe verschont geblieben. So nahe fuhr das Boot vorüber, daß seine Insassen die über den Blüten flatternden Schmetterlinge sehen konnten, doch was ihre Augen voll brennenden Eifers suchten, eine Öffnung an jenem anmutigen Abhang, zeigte sich nicht. Die Fels- und Schuttmassen hätten an keiner Stelle auch nur ein Hündchen hindurchschlüpfen lassen.

„Und nach Slades Beschreibung sollte die Höhle so groß sein, daß die „Wolverine“ hineinfahren könnte,“ murmelte Trendon.

Bis zu der Spitze des Vorgebirges und wieder zurück fuhr das Boot, doch ohne das geringste Resultat.

„Was meinen Sie nun, Doktor Trendon?“ fragte der Kapitän.

„Weiß nicht, was ich sagen soll, Herr Kapitän,“ antwortete der Arzt enttäuscht. „Scheint, daß die Höhle nur ein Trugbild war.“

„Den Mr. Slade werde ich mir aber vornehmen, wenn wir zurückkommen,“ sagte der Kapitän ärgerlich. „War die Höhle, wie Sie annehmen, ein Trugbild, so war die Seehundschlächterei ein Märchen.“

„Es sieht beinahe so aus,“ stimmte der andere zu.

„Und die Ermordung des Kapitans — wie steht's damit?“

„Und die Meuterei der Leute?“ fügte der Arzt hinzu. „Und der umgebrachte Doktor. Ihr Patient scheint ein verkapptes Genie von Romanschriftsteller zu sein.“

„Und Darrow's Flucht. Halt!“ rief Trendon. „Darrow ist kein Phantasiengebilde. Flagge und Buch bestehen in Wirklichkeit.“

„Das stimmt allerdings,“ sagte der Kapitän.

„Ich würde mir die beiden Pfosten doch einmal näher ansehen,“ schlug Trendon vor.

„Gut! Mehr, als bis auf die Haut naß zu werden, riskieren wir nicht dabei. Anlaufen, Congdon!“

Trotz der Geschicklichkeit des Bootsführers und aller Rudertechnik der Mannschaft war das Durchqueren der Brandung doch ein recht wild bewegtes Vergnügen, und kleine Wasserinseln bezeichneten den Weg, den die Offiziere den Strand hinauf stapften.

Die beiden Pfähle erhoben sich kaum fünfzig Meter jenseits der Hochwassergrenze.

Beim Näherkommen wurden die Besucher gewahr, daß jeder einen Hügel zierte, doch erst, als sie dicht davon standen, konnten sie die sauber eingeschnitzte Schrift auf dem ersten lesen. Sie lautete:

Dier ruht
Salomon Anderson
alias
Sandb Salomon,

der seinen Arbeitgeber, seinen Kapitän, und seine Schiffsgefährten ermordete, und den Lohn seiner Taten erntend, am 5. Juni 1904 an dieser Küste angeschwemmt wurde.

In Bewunderung und Hochachtung wurde ihm diese Tafel zum Gedächtnis errichtet

von
dem letzten seiner Opfer.

Darauf könnt ihr Gift nehmen.

„Das ist Percy Darrow's Werk!“ sagte der Arzt, „darauf könnt ihr auch Gift nehmen!“

„Dann hat Slade die Wahrheit gesagt.“

„Daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln.“

Der Kapitän wandte sich zu dem andern Hügel, dessen Pfahl die gleichen Schriftzüge trug.

Zum Andenken an einen Marine-Offizier der Vereinigten Staaten, dessen an dieses Gestade gespülter Leichnam mit aller Ehrerbietung von fremder Hand hier bestattet wurde. Gott schenke ihm die ewige Ruhe!

Den 6. Juni MXMIV.

„Billy Edwards!“ sagte der Kapitän sehr leise.

Er entblößte sein Haupt, und der Arzt folgte seinem Beispiel. So standen sie eine Weile schweigend zwischen den beiden Gräbern.

3. Kapitel.

Mr. Darrow.

Der Arzt sagte sich zuerst.

„Darrow muß vor einigen Tagen noch am Leben gewesen sein,“ sagte er.

Langsam wandte sich Kapitän Barkinson von dem Grabe weg.

„Sie haben recht,“ brachte er mühsam hervor. „Unsere Pflicht gehört jetzt dem Lebenden.“

„Das reine Versteckspiel,“ knurrte Trendon. „Weshalb läßt er sich nicht blicken, wenn er hier ist? Da — überall sind seine Fußspuren. Er muß hin und her gewandert sein, wie ein Gefangener in der Zelle.“

„Nehmen Sie wieder das Tagebuch vor,“ sagte der Kapitän. „Vielleicht finden wir noch einen Anhaltspunkt.“

„Bringen Sie das Buch her!“ rief Trendon.

Tongdon widelte es aus seiner Tasche und reichte es dem Arzt. Die Matrosen warfen neugierige Blicke auf die beiden Grabinschriften.

„Stellen Sie eine Wache an Mr. Edwards' Grab!“ befahl der Kapitän.

Der Bootsmann salutierte und erteilte den betreffenden Befehl, worauf einer der Matrosen an den Hügel trat.

„Gestatten, Herr Kapitän?“ Auf ein Nicken seines Vorgesetzten öffnete Trendon das Buch und las die Fortsetzung von Darrows Bericht.

„Hier, Eintragung vom 3. Juni.“

„Alles im Lot. Der Schoner den Widen entschwinden.“

Ob ich ihn in liebevollem Andenken behalten werde? Wohl kaum, obwohl ich durchaus nichts dagegen hätte, wenn er für ein paar Tage zu meiner Verfügung stände. In der letzten Nacht — merkwürdige Glut am Himmel; sollten sie nachgeschneifelt haben, wird's ihnen schlecht bekommen sein. Der Vulkan spielte sich mächtig auf, spudte um neun Uhr ordentlich Feuer. Sah ganz schön aus, war aber ziemlich harmlos. Werde mich mit Tabak auf kleine Ration sehen müssen. Die Lava im Tal zu ungemütlich heiß. Keine Spur von Doktor Schermerhorn. Schläfe noch immer am Strande.“

„Steht nicht viel drin,“ meinte Trendon mißmutig.

„Lesen Sie nur weiter,“ sagte der Kapitän.

„3. Juni abends. Wieder unsicheres und böiges Wetter. Lokale Atmosphäre sehr verdächtig. Der Vulkan unentwegt bei der Arbeit! Kletterte heute nachmittag zum Vorgebirge empor. Der Wind springt fortwährend um. Gelegentlich bekam ich etwas ab, wenn der Vulkan seinen Dampf auspuffte. Besonders einmal würde sogar ein Stinktier nach dem Nieschläschchen gerannt sein. Es ist dort oben nicht zum Aushalten. Will mir 'mal morgen die Höhle auf ihre Bewohnbarkeit hin ansehen. Bin auf sieben Zigaretten pro Tag herabgesetzt.“

„4. Juni. Heute die Höhle untersucht. Sie wimmelt von toten Seehunden. Nicht allein tot, sondern kurz und klein geschlagen. Muß heiß hergegangen sein in der Seehundschlacht. Zwischen der Luft in der Höhle und den Vulkandämpfen kein großer Unterschied. Von den Seehunden abgesehen, ist für einen bescheidenen, kleinen Haushalt wie den meinigen, dort alles ganz nett und passend. fand Geriesel von Trinkwasser in der Tiefe der Höhle und eine kleine Sandbank zum Schlafen. So weit fehlt nichts zu meiner irdischen Glückseligkeit. Wenn ich nur noch Zigaretten hätte! Ich hörte einmal von einem Botaniker, daß die Blätter der Strandweide einen guten Ersatz für Tabak liefern. Den Botaniker möchte ich mal unter vier Augen sprechen.“

„5. Juni. Heute bekam ich Besuch. Kletterte morgens nach oben, da der Vulkan Rubettag hielt, schaute nach der „Laughing Raß“ aus und sah in den Bogen jenseits des Riffs etwas aufblitzen. Schien ein Stück Metall zu sein; ich nahm an, ein Blechgefäß. Der Gegenstand geriet in den Wirbel und schwamm um die Landzunge herum. Beim Abstieg zur Küste konnte ich schon auf halbem Wege erkennen, daß es kein Blechgefäß war. Ein dunkler, von den Wellen hin und her geworfener Körper hing an dem Stück Metall, das bei jeder Bewegung in der Sonne aufblitzte. Plötzlich erkannte ich, daß ein Arm mir freundschaftlich, fast wie in scherzhafter Laune, die blinkenden Signale zuwinkte und es wurde mir mit einem Schlage klar: Das ist Handy Salomon und sein Stahlhaken! Er hob und senkte sich mit den Wogen und landete schließlich sanft auf dem Strande. Ich begrub ihn umgehend, doch nicht ohne ihm vorher seinen Tabaksbeutel aus der Tasche zu ziehen. Durchweichtes, elendes Zeug, aber immerhin Tabak! Den Nachmittag verbrachte ich damit, in stiller Andacht eine Grabinschrift für den teuren Entschlafenen zu schnitzen. Es wäre jammerschade, wenn das Andenken an so hervorragende Tugenden nicht der Nachwelt erhalten bliebe. Wer wird nun wohl mein nächster Besucher sein? Ich hoffe,

Thradles. Offenbar haben einige von ihnen die Rolle der Pandora gespielt. Die letzte Nacht verbrachte ich in der Höhle. Luft ganz frisch.“

„6. Juni. Sah in voriger Nacht wieder die Glut.“

Der Arzt machte eine Pause.

„Das wäre also die Nacht, ehe wir den Schoner leer auffischten.“

„Ja,“ bestätigte der Kapitän Parkinson „die Nacht, in der Billy Edwards — — — Lesen Sie weiter!“

„Sah in voriger Nacht wieder die Glut. Das begreife ich nicht. Einmal sollte eigentlich genügt haben. Diese Tabaksknauferi ist vielleicht eine große Torheit von mir. Bleibt der alte Speiteufel so dabei wie heute, dann werde ich nicht mehr viel gebrauchen. Und es wäre doch wahrhaftig ein schlechter Spaß, verbrannt oder von der Erde verschluckt zu werden, wenn man noch für einen Monat Zigaretten vorrätig hat.“

„7. Juni. Heute morgen fand ich eine Leiche in der Brandung. Es war der Körper eines großen, kräftig gebauten jungen Mannes in Marine-Uniform. Sicherlich ein seltener Gast an diesen Gestaden! Außer einem Zigarettenetui, mit einem unentzifferbaren Monogramm, fand ich kein Erkennungszeichen bei ihm. Das Etui begrub ich mit ihm und pflanzte an dem Grabe ebenfalls einen Pfosten auf. Der junge Mann war noch nicht lange tot, und Marine-Offiziere der Vereinigten Staaten pflegen nicht allein auf unbefahrenen Gewässern umherzugondeln. Es muß ein Kriegsschiff in der Nähe sein. Aber weshalb schwimmt dann ein Offizier unbestattet auf dem Ozean umher? Darauf muß ich mal ausgiebig und hingebungsvoll rauchen. (Später.) Es hat keinen Zweck. Ich krieg's nicht 'raus! Etwas will ich aber noch tun. Ich werde heute nachmittag auf der Klippe einen Signalmast errichten und dieses Buch darunter verbergen. Von Tag zu Tag will ich — selbstverständlich mit gütiger Erlaubnis des Vulkans — weitere Eintragungen machen — — —

„Der alte Speiteufel benimmt sich wieder einmal niederträchtig. Die Wolke wälzt sich auf mich herab und scheint die Klippe entlang zu ziehen. Ich will mich rasch auf meinen Privatstüb, die Höhle, zurückziehen.“

„Mit Ausnahme des Betrühels auf der letzten Seite ist hier Schluss,“ sagte Trendon. „Der Vulkan jagte ihn davon. Er hatte nur noch soviel Zeit, die letzte Vorkast hinzukritzeln und das Buch in sein Versteck zu legen. Die Frage ist nun, ob er lebend hinuntergekommen ist.“

„Das möchte ich bezweifeln,“ erwiderte der Kapitän.

„Wir wollen die Klippe nach seiner Leiche absuchen.“

„Aber in der Höhle hätten wir doch ein Zeichen von ihm finden müssen!“

„Da soll Stabe uns die Lösung geben, ihn müssen wir danach fragen.“

Sie fuhren nach dem Schiff zurück, wo Barnett schon besorgt auf sie wartete.

„Ihrem Patienten geht es schlecht,“ meldete er Doktor Trendon.

„Was fehlt ihm?“

„Als er erfuhr, daß Sie ohne ihn nach der Insel gefahren waren, fing er an, wie ein Toblächtiger zu rasen. Ich mußte ihn gewaltsam hinunterschaffen lassen. Auf meine Verantwortung gab ich ihm dann ein Beruhigungsmittel.“

„Sehr richtig!“ sagte Trendon. „Ich werde jetzt zu ihm gehen; wollen Sie mitkommen, Herr Kapitän?“

Sie fanden Stabe in tiefem Schlummer.

„Wäre unrecht, ihn jetzt zu wecken,“ brummte Trendon.

„Hallo! was haben wir hier?“

Die rechte Hand des Kranken umschloß ein zusammengeballtes Stück Papier. Trendon glättete es und reichte es nach einem flüchtigen Blick dem Kapitän.

„Eine Karte der Insel!“ rief dieser.

Die sorgfältige Zeichnung wies diejenigen geographischen Punkte auf, die für die Bewohner der Insel während ihres zweijährigen Aufenthalts in Betracht gekommen waren. Da war die große Höhle an der Stelle bezeichnet, wo sie sie gefunden hatten, und zwischen ihr und der Klippe die Seehundshöhle.

„Aber das ist doch falsch!“ rief Kapitän Parkinson, mit dem Finger auf die Stelle deutend. „Zweimal sind wir daran vorübergefahren, ohne die geringste Spur davon wahrzunehmen. Dort war keine Deffnung!“

„Das will noch nicht besagen, daß auch früher keine dort gewesen ist,“ sagte Doktor Trendon. „Die Insel hat

ein schweres Erdbeben durchgemacht. Der Eingang kann durch einen Erdrutsch versperrt sein. Spuren davon habe ich bemerkt, aber ich brachte sie nicht mit der Höhle in Zusammenhang.“

„Da bekommt Barnett Arbeit,“ sagte der Kapitän. „Und wenn wir genötigt wären, die ganze Felswand zu sprengen, in die Höhle müssen wir!“

Er eilte fort, erteilte Befehl auf Befehl und bald fauste die Big mit dem Kapitän, Trendon und dem Torpedo-Offizier her auf der Karte als Seehundshöhle bezeichneten Stelle zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bliqableiter.

Von Elisabeth Joest-Krüger.

Als die Glocken der Kirchen das Abendlied auf die Landschaft herabklangen, legte jemand die Zigarette aus der Hand und rief: eine kleine Erzählung, oder wir sterben vor Langeweile. . . !

Man hatte schweigende, interessante Gesichter zur Schau getragen, seine Fußspitzen in ein Fell eingegraben, und die Uhr war es allein gewesen, die manchmal ihren Mund öffnete, um melancholisch die Zeit auszurufen.

Eine kleine Geschichte! Einer der jungen Männer blickte im Kreise herum. Die Sonne fremder Länder hatte sein Gesicht gebräunt und seinem Auge ein dunkles Feuer gegeben. Hinter seiner Stirn erschien ein Licht und wanderte über seine Erinnerungen, bis sich eine löste, um zu der Wirklichkeit zurückzukehren. Eine Geschichte. . . !

Ich war ein kleiner tapferer Kerl, aber ich kannte eine Angst: die vor dem Gewitter. Als ich jung war, schloß ich mich in ein dunkles Zimmer, um dieser Erscheinung zu entgehen. Die gelben Blitze erschienen mir wie Messer, die sich nach mir zühten, der Donner war dazu da, mich zu zermalmen. Als ich groß war, um mich im Kleid meiner Mutter zu verbergen, zu groß, um die Augen zu schließen und zu ängstlich, um sie sorglos zu öffnen, da erfuhr ich zum erstenmal von einem Bliqableiter. Ein Freund sprach zu mir und weckte den glühenden Wunsch in meinem Gehirn: Besitzer eines Bliqableiters zu sein, um die furchtbare Angst los zu werden.

Ich bezog die Universität und wurde abgelenkt. Neue Menschen traten an mich heran, und ich lernte die Frauen kennen. Ich besuchte meine Vorlesungen und arbeitete fleißig. Aber am Nachmittag erkante ein zarter Laut an meinem Fenster, das in einen Garten schaute. Es stand ein Mädchen mitten unter den Bäumen, sie hatte große blaue Puppenaugen, die sich von Stunde zu Stunde veränderten.

Ich war glücklich, und ich war unerfahren. Darin sind uns die Frauen weit voraus. Wir lebten zusammen, kleideten uns mit einer Grazie, die die Menschen entzückt, wir tauchten in den Straßen unter, die uns schön erschienen.

Manchmal fragte sie mich ungeduldig: woran denkst du nur. . . ? und ich konnte ihr nicht antworten: ich denke an meinen Bliqableiter, den ich immer noch nicht besitze.

Sie war an seine Stelle getreten. Ich sehe ein Lächeln in Ihren Gesichtern, meine Freunde. Ja, sie trat an seine Stelle, aber nicht lange. Bald nach unserer ersten glücklichsten Periode nahm sie eine gefährliche Gewohnheit an. Sie besuchte die Spielfläße. Da ich ihre Leidenschaft nicht teilte, verlor ich ihre Zuneigung. Es ging schnell. Ich sank mit verletzten Flügeln in meine urprüngliche Einsamkeit zurück.

Die Abende aus meiner Jugend kamen wieder zu mir. Sie zogen drohend und in Scharen zu mir herein. In meiner glücklichen Zeit hatten sich sicher Gewitter entladen, oder Regen war auf die Dächer gestürzt, unter denen ich mich aufhielt. Nun begann ich wieder darauf zu warten, meine Angst kehrete zurück, ich war derselbe Junge in dem dunkeln Zimmer, ich bekam heimlich nach meiner Mutter — alles an einem bestimmten Abend.

Ich riß mich los und reiste. Eine andere Universität nahm mich auf. Ich war in meiner Heimat, in meinem Vaterland, wo sich alles leichter ertragen läßt.

Als ich nach einer Wohnung suchte, kam ich an einer kleinen weißen Villa vorüber. Am Siebelfenster schaukelte ein Papierschild. Und über diesem Siebelfenster — jedesmal schlägt mein Herz laut und mitteilhaft — erhob sich schlank und grau und sicher: ein Bliqableiter!

Ich stürzte in das Haus. Eine Frau kam mir entgegen. Ich machte ihr begreiflich, daß ich das Siebelfenster mieten wollte. Erstaunt fragte sie, ob ich es nicht vorher ansehen möge?

Das sei mir ganz gleichgültig, denn ich miete ja eigentlich den Bliqableiter über dem Fenster, erwiderte ich ihr. Daraufhin betrachtete sie mich einen Augenblick. Nun erinnere ich mich an den verschmitzten Blick, den sie mir zuwarf, als sie sagte: ja, da haben Sie Glück gehabt, mein Herr, er hat sogar eine vergoldete Spitze.

Das interessierte mich alles nicht mehr. Ich gab Anweisung, meine Koffer herbeizuschaffen, und stürmte knabenhaft ausgelassen durch die kleine Stadt.

Jetzt erst lebte ich wirklich. Mein eigentlicher Charakter, meine Schwächen und Vorzüge meißelten sich heraus, ich bekam ein regelmäßiges Gesicht, ein ruhiges Profil und eine natürliche Stimme.

Ich hatte auf ein Jahr gemietet, um mich diesem Wohlleben kranklos hinzugeben. Niemals arbeitete ich eifriger. Die große Sicherheit prägte mich nach allen Richtungen aus. Ich wurde beliebt unter meinen Freunden, ich besah ein heimliches Lachen, das selbst im Schmerz nicht völlig unterging. Auch sie fragten mich manchmal, wie jenes Mädchen mit den Puppenaugen: was hast Du mir . . . woran denkst Du jetzt. . . ?

Und ich antwortete sanft und heiter: ich denke an meine forchte Jugend.

Und sie hielten dies für einen Witz. —

Wären Sie, meine Freunde, an einem schwalligen Sommerabend zu mir ins Zimmer getreten, ich hätte Sie lächelnd auf die dunklen Wolken aufmerksam gemacht, die mit vollen Segeln über dem Himmel zogen. Ich schaute zuweilen sehnsüchtig nach ihnen aus, um die große Sicherheit zu erproben und zu verläßeln. Ich habe herrliche Gewitter erlebt. Klingt das nicht verwegen aus meinem Mund? Ich bin in der schweren Luft auf und nieder gegangen und habe mich von den Blitzen elektrifizieren lassen. Ich habe mich in den dumpfen lauten Donnerschlägen gebadet und über den verheerenden Regen gejubelt, der mir einmal das Fenster einschlug. Das leichte Bittern der Gegenstände hat mich kräftig gemacht und meine Nerven gestählt.

Wie dankbar war ich, daß mich das Schicksal in diese Stadt und in dieses kleine Siebelfenster verslagen hatte. Ich habe mich erst hier zum Menschen werden sehen, meine Menschenwerdung beobachtet und den geheimnisvollen Regungen meiner Seele gelauscht, die von der Furcht vollständig unterdrückt worden war.

Ich habe später, und auch mit Ihnen, viele frohe Augenblicke erlebt, aber nie ist das Glück so von allen Seiten auf mich hereingebrochen, wie damals in meiner großen Sicherheit.

Nun muß ich allmählich den Tag beschreiben, an dem ich sie verlor. Vorher will ich sagen, daß ich mit Leichtigkeit meine Gotttheit hätte retten können.

Die kleine Stadt erwartete zur Einweihung eines öffentlichen Gebäudes eine hohe Persönlichkeit. Am frühen Morgen wurde die Stadt besaggt und mit Blumen geschmückt. Kinder in weißen Kleidchen sprangen umher, die Glocken läuteten unaufhaltsam, die Trottoirs waren schwarz verbrannt von Menschen, die Hurra rufen wollten.

Ich war umsonst zu meiner Vorlesung gefahren. Sie fiel heute aus, und ich war frei. Zuerst dachte ich daran, in einem Boot den Fluß hinauf zu fahren und dort am unbekanntem Ufer den Tag zu verbringen. Aber dazu mußte ich mich umkleiden. Also zurück in meine Wohnung.

Habe ich Ihnen erzählt, daß mein Haus klein und weiß war und in einem Obstgarten lag? Ich konnte gerade das Dach sehen, unter dem ich wohnte, und den Bliqableiter, der mich beschützte.

Als ich um die letzte Ecke bog, sah ich mein Haus nicht. Ich träumte wohl. . . die Sonne blendete mich auch. . . Doch nein. . . dort, wo die riesige Fahne am Siebel von einer schlanken Stange mit vergoldeter Spitze gehalten wurde. . . war das nicht mein Haus? Wohnte ich nicht gerade ein Jahr dort? Wie war das möglich. . . ?

Ich stürzte vorwärts, hinein in den Flur. . . Ja, es war mein Haus, in dem ich bis jetzt unter einer Fahnenstange gewohnt hatte, einer Fahnenstange mit „vergoldeter Spitze“. . .

Der Stärkere.

Von Paul Alexander Schettler.

Zwei Freunde, ein Maler und ein Ingenieur, warben um ein Mädchen. Beide waren kluge und liebenswerte Menschen, so daß das Mädchen, das beiden wohlgesinnt war, lange schwankte, welchem von ihnen sie ihre Hand reichen sollte, ob dem aus Idealen gerichteten Künstler oder dem Praktiker, der ja in seiner Art auch ein Künstler war, nur daß seine Gebilde aus festerem Stoff bestanden, als die des Malers.

Natürlich suchte ein jeder der beiden Freier sich selbst wie seinen Beruf in das beste Licht zu setzen, und bei dem Mädchen zu gewinnen; aber das Mädchen jeden gleich freundlich behandelte und keinen irgendwie bevorzugte, da saßen beide Freunde und Rivalen den Entschluß, das Mädchen auf die Probe zu stellen; der, dessen Schaffen es die größte Bewunderung zollen würde, der sollte um ihre Hand anhalten. Ihre Werke sollten für sie sprechen und die Entscheidung herbeiführen. Als sie das vereinbart hatten, kostete sie, und der Maler erhielt als Freier den Vortritt.

Er lud das Mädchen ein, sein Atelier zu besuchen und seine Bilder kennen zu lernen. Das Mädchen nahm seine Einladung mit Freuden an und erschien auch eines Tages in seiner geräumigen Arbeitsstätte, in der es von Bildern, Skizzen und Entwürfen wimmelte.

Dem Maler machte es großes Vergnügen, das Mädchen in seine Kunst einzuführen. Er zeigte der mit Neugier und Teilnahme folgenden Freundin die Entwicklung des Kunstwerkes aus kleinen Anfängen. Er schlug seine Mappen auf, beschrieb sie an der Wand von Studien und Skizzen über die Art der Komposition, zeigte

ältere und letzte Bilder, die er geschaffen, und plauderte im Tone warmer Begeisterung von Künstlerfreuden und -leiden.

Au den Besuch im Atelier schlossen sie einen kleinen Spaziergang durchs Feld, und hier in der freien Gotteswelt wies der Maler auf das Geheimnisvolle, Wunderbare, die winzig kleinen und großen Schönheiten der Natur, zeigte, wie man sie erkennen und in sie dringen müsse. Da sprach das Mädchen: „Die Kunst ist gewiß groß und schön, aber die Natur ist doch noch reicher, jetzt erkenne ich's!“

Da schwieg der Maler mit einem Male still, und er geleitete das Mädchen bedrückt und schweigmäßig nach Hause.

Nachdem der Ingenieur erfahren, wie das Zusammensein des Mädchens und seines Freundes abgelaufen war, lud nimmehrer auch er gelegentlich die Freundin zur Besichtigung der Maschinenwerke ein, denen er vorstand. Sie sagte mit Freuden zu, hielt auch ihr Versprechen und suchte den Ingenieur in seinem Wirkungsgebiete auf. Gelassen führte er sie durch die gewaltige Maschinenhalle, in der riesige Dynamos aufgestellt waren, herrliche Dampfmaschinen arbeiteten, ungeheure Pumpwerke unerhörte Kraftleistungen vollbrachten. Dies alles zeigte und erklärte er dem Mädchen, erläuterte, wie märchenhafte Kräfte durch einen kleinen Handgriff auf einer Schalttafel bewegt oder angehalten wurden, nannte Zahlen und Werte, Dimensionen und Möglichkeiten. Er sprach ernst, ruhig, sachlich und klar. Obwohl ein heimlicher Stolz auf seinem Gesicht geschrieben stand, klang es fast nüchtern und bescheiden, wie er seine Erklärungen hervorbrachte. Das Mädchen lauschte andächtig, stand plötzlich still und sagte: „Wie groß und mächtig ist die Natur und doch hat der Mensch Gewalt über sie!“

Als der Ingenieur dem Maler von diesen Worten berichtete, sagte der Maler: „Ist es nicht seltsam, Freund, daß sie beinen Beruf dem meinen, glänzenderen, ruhmvolleren vorzog?“

„Nein!“ sagte der andere, „Ihr Künstler betet die Natur an, wir machen sie uns untertan. Das Mädchen aber fühlte in dir den Priester, in mir den Eroberer der Natur, und sie gab dem Stärkeren den Vorzug.“

„Wie kurzichtig“, tadelte der Maler, „hier von Priester und Eroberer zu reden, sind wir doch beide Sammler und Vermittler von lebendigen Naturkräften.“

„Du hattest mit dieser Kurzichtigkeit rechnen und statt der Größe der Natur die Stärke des Menschen beweisen müssen, wie ich es tat“, lächelte der Ingenieur.

„Und wieso gab sie dem Stärkeren den Vorzug?“ fragte der Maler.

„Ich nahm sie beim Kopf und küßte sie einfach, und sie ließ es geschehen, wie die — Natur.“

„Also doch Priester und Eroberer,“ sagte nachdenklich der Maler.

Vermischtes.

* Vom Großschwindler zum Nationalhelden. Die dieser Tage gemeldete erneute Verhaftung des famosen Henri Raoul Rochette bedeutet eine neue, überraschende Wendung in dem abenteuerlichen Lebensromane dieser sehr modernen Persönlichkeit. Vielleicht ist kein Mann im gegenwärtigen Frankreich Gegenstand eines so leidenschaftlichen Hasses gewesen, wie dieser Großschwindler. Rochette hat als Piccolo in einem Eisenbahnwirtschaftshaus zu Paris begonnen und hatte es im Jahre 1908, erst 33 Jahre alt, bereits zu einer Vordergrundsgestalt in der französischen Finanzwelt gebracht. Er war ein angelegener Bankier, der seinen rabenschwarzen Henri IV.-Bart mit großer Würde zu tragen verstand und Schloßherren in der Normandie und Südrandreich besaß. Seine Spezialität war die Gründung von Aktiengesellschaften in spanischem Silber, russischen Petroleum und englischen Glühlampen, und er verstand als gelehriger Schüler Aktienzeichner heranzuziehen. In dem genannten Jahre 1908 kam der Krach und es zeigte sich, daß der ehrenwerte Rochette weder Silber in Spanien noch Petroleum im Kaukasus noch überhaupt irgend etwas besaß; dieser tüchtige Piccolo kostete den französischen Sparern 200 Millionen Franken und Rochette erhielt den Ehrennamen des „ersten Großschwindlers der Welt.“ Damals verschwand er spurlos nach Mexiko und wurde nie verurteilt. Jetzt erscheint der tüchtige Mann aber wieder an der Oberfläche. Wie es heißt, ist er während des Krieges heimlich nach Frankreich zurückgekehrt, hat sich als Soldat anmustern lassen und ist zur Front gegangen. Bei einem kurzen Urlaubsbefuche bei seinen Kindern soll er festgenommen worden sein. Werden die Franzosen solch uneigennütziger Vaterlandsliebe widerstehen können? Kaum; der Großschwindler scheint den richtigen Weg beschritten zu haben, um Vergebung zu erlangen, und sein Geringerer als Maître Gabori, der berühmte Verteidiger von Dreyfus und Frau Caillaux, hat sich bereits erboten, Rochettes Verteidigung zu übernehmen, womit seine Freisprechung schon halb und halb gesichert erscheint. Den kleinen Sparern, den Rochette 200 Millionen kostete, wird wohl nichts übrig bleiben, als Tränen der Rührung über diesen zurückgekehrten verlorenen Sohn Frankreichs zu weinen, und Rochette hat bewiesen, daß er — seine Landsleute aus dem Grunde kennt.

* Der allmächtige Kriegswucherer in Frankreich. In keinem der kriegführenden Länder scheint der Kriegswucherer auf die verschiedensten Zweige des öffentlichen Lebens eine so empfindliche Wirkung auszuüben, wie in Frankreich. Dies ist die Meinung, zu der Gustav Léry nach einem Besuch des Patens von Rouen kommt. Wie Léry in „Deuvre“ ausführt, sind fast alle Schwierigkeiten in Frankreich, von denen der Papiermangel, das Verschwinden einzelner Lebensmittelarten und die Transportkrise im Schiffs- und Bahnverkehr am häufigsten genannt werden, alle auf ein und denselben Grund zurückzuführen, nämlich auf die verbrecherische Kriegsspekulation der Industriellen, die Unmengen von Waren und Rohmaterial monatelang liegen lassen, um so künstlich die Preise hochzuschrauben. „Ich habe das alte Colosseum in Rom gesehen“, ruft Léry aus, „ich habe die Pyramiden von Ägypten gesehen, aber nichts machte mir einen so unermesslichen Eindruck der gewaltigsten, unübersehbarsten Massenanhäufungen, wie die Fracht, die auf den Kais des Hafens von Rouen monatelang liegt, während wir im Lande selbst schon mit einem Bruchteil dieser Waren zufrieden wären, der sofort ein Sinken der schwindelhaft hohen Preise zur Folge haben müßte. Bisher wurde immer behauptet, daß die Fehler im Transportwesen an allen Unzulänglichkeiten der französischen Kriegswirtschaft schuld seien. Aber die Transportkrise ist keineswegs als eine Ursache, sondern nur als eine Wirkung zu betrachten. Nämlich als eine der vielen Wirkungen der verbrecherischen Teuerungspolitik unserer Kriegswucherer, gegen die unsere Regierung ungreiflicherweise bisher noch immer nichts auszurichten vermochte. Die Waren bleiben nicht liegen, weil man keine Transportmittel hat, sondern weil die Fabrikanten die Rohmaterialien noch nicht annehmen wollen, da sie mit ihrer Verarbeitung warten, bis dem bedrängten Publikum noch höhere Preise aufgezwungen werden können. Darum stapeln sich die Materialien in den Fabriksböden, darum stapeln sich die Frachtladungen auf den Güterbahnhofen und in den Häfen, so daß die neuankommenden Güte und die neuankommenden Schiffe aus Platzmangel nicht ausgeladen werden können. Darum sind die ägyptischen Pyramiden ein Kinderpiel gegen den Unblick, den den Frachthäfen von Rouen heute bietet, darum haben wir für die Kriegsführung nicht genug Eisenbahnwaggons, darum haben wir fortwährend Mangel an Papier, und darum müssen wir alles dreifach und vierfach bezahlen. Der Kriegswucherer ist das Grundübel im heutigen Frankreich!“

Der geschäftskundige Totenerwecker. Bei Gelegenheit der vielen Betrügereien und Schwindel, die die Kriegszeit bei den Alliierten mit sich bringt, wird in der „Minerva“ folgende nette Geschichte aus früherer Zeit erzählt: Im Jahre 1726 tauchte in einem kleinen flandrischen Städtchen ein Mann auf, der vorgab, durch Gottes Gnade in der Lage zu sein, das Leben der Menschen zu verlängern und Verstorbene wieder zu erwecken. Die Bewohner drohten ihm, dem König seinen Betrug anzuzeigen. Aber er war von diesen Drohungen nicht im geringsten berührt, sondern versprach dem Volk, in 14 Tagen auf dem Kirchhof zu erscheinen und dort in Gegenwart aller die Toten aus den Gräbern wieder lebendig zu machen. „Ihr könnt Wachen rund um mich aufstellen, bis ich mein Versprechen erfüllt haben werde. Und gelingt es mir nicht, so sollt ihr mich strafen.“ Der majestätische Ausdruck und die Sicherheit, mit der er es sprach, ließ in den Seelen der Zuhörer nun doch Zweifel entstehen, ob er nicht doch die Wahrheit rede. Einige Tage vor dem angelegten Termin erhielt der Wundertäter folgenden Brief eines Stadtrats: „Erläutere Doktor! Die Erwartung des Wunders, das in unserer Stadt sich vollziehen soll, läßt mir keine Ruhe. Ich hatte eine alte häßliche Frau, die kürzlich begraben wurde. In Gottes Namen, laßt sie in der anderen Welt: ich lege 100 Mark bei, damit Ihr das Geheimnis behütet.“ In den folgenden Tagen erhielt er viele Briefe ähnlichen Inhalts, und unzählige Personen erschienen bei ihm, für die die Erweckung ihrer Toten einen Erbschaftsverlust, die Begleichung von Schulden usw. bedeutete hätte. Sie alle ließen es an Bitten nicht fehlen, ihre Anverwandten doch ruhen zu lassen. So kam es denn, daß an dem für das Wunder festgesetzten Tag der Betrüger mit gut gefülltem Beutel die Stadt verließ; er brauchte nicht einmal zu fliehen, denn niemand versuchte ihn zu halten.

* Pagebutten und Bogellirschen (Ebereschenbeeren) für Marmeladegewerke. Sowohl Pagebutten als auch Bogellirschen (Ebereschenbeeren) finden seitens der Marmeladefabriken Verwendung. Angebote an die Fabriken vermittelt die Kriegsgesellschaft für Obstkonserven und Marmeladen, Berlin, Kochstraße 6/7, auch wenn es sich um kleinere Mengen handelt.

Charade.

Nimm ein Gewichtlein — 's ist veraltet schon —
Und füge dazu noch ein Plätschenmaß.
So hieß ein Kaiser, der einst auf dem Thron
Des römischen Reichs vor Jahrhunderten saß.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer
Toldeo, Torpedo.